Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 5 (1949)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Streiflichter

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

starke Berücksichtigung findet neben dem Deutschen auch das Englische, da die Verfasserin anscheinend mehrere Jahre in England verbracht hat. Das Französische scheint ebenfalls zu den Sprachen zu gehören, deren die Verfasserin selbst mächtig ist, denn es ist reichlich mit Beispielen vertreten. Das Italienische kommt dagegen offensichtlich etwas zu kurz.

Trotz diesen Mängeln — wenn man's so nennen will — ist das Werk als Ganzes eine bemerkenswerte Leistung. Der Sprachfreund wird es mit Nutzen kaufen und mit Genuß lesen. A. H.

Kleine Streiflichter

Fribourg oder Freiburg?

Zu dieser Fragestellung veranlassen uns die Plakate, auf denen in der Stadt Freiburg das Operetten-Gastspiel „Die Csardasfürstin" angekündigt wurde. Diese Plakate waren, wie es natürlich ist, in deutscher Sprache gehalten; aber merkwürdigerweise beging man die Stilwidrigkeit, die Ortsangabe darauf in französischer Sprache zu drucken: „Fribourg, Théâtre Livio". Das ist vor allem deshalb unangebracht, weil es wider die zweisprachige Tradition der Stadt Freiburg verstößt, die nicht nur in materiellem Sinne eine Stadt der Brücken ist, sondern auch im Geistigen und Sprachlichen von altersher das eigentliche Bindeglied zwischen Deutsch und Welsch in unserm Lande darstellt. Daher kann es denn auch die Fragestellung „Fribourg oder Freiburg" gar nicht geben, sondern nur die Gegenüberstellung „Fribourg und Freiburg": in französischem Texte „Fribourg", in deutschem Texte „Freiburg". Das hat — auch wenn Freiburg heute mehrheitlich welsch ist — um so mehr Gültigkeit, als der Name ja ohnehin deutschen Ursprungs ist, da bei der Gründung der befestigte Ort eben als „Freie Burg" bezeichnet wurde.

Man kann seit ein, zwei Jahrzehnten feststellen, daß in der deutschen Schweiz in Presse und Radio nicht nur unser ehrwürdiger deutscher Stadtname immer mehr außer Gebrauch kommt, sondern daß es überhaupt im Dreieck Bern-Basel-Chur nicht mehr bekannt zu sein scheint, daß es einen deutschfreiburgischen Landesteil, mit Anteil an Stadt und Land, gibt. Wenn das Oberwallis und der freiburgische Sensebezirk in volkstümlicher, religiöser und kultureller Beziehung sehr viel gemeinsam haben, dann auch das, daß sie auf eidgenössischem Boden vielfach übergangen werden; sie werden von den meisten Deutschschweizern sang- und klanglos einfach zur welschen Schweiz geschlagen. Der Berner Jura im umgekehrten Falle hingegen sorgt schon dafür, daß er nicht übersehen wird. Das zeigt sich ja auch in Biel, das seine Zweisprachigkeit, die viel jüngeren Datums und problematischeren Charakters ist, mit schärfster Folgerichtigkeit durchführt.

Dies durfte gewiß einmal gesagt wer-

den, zumal wir in keiner Weise einen Vorwurf an unsere welschen Mitbürger richten. Es ist ja bezeichnend, daß das Operettengastspiel, von dem hier die Rede war, uns von der Zürcher Theater- und Tournée-Genossenschaft unter der Leitung eines Luzerners vorgeführt wurde, und daß auch das kritisierte Plakat von einer luzernischen Firma gedruckt worden ist! H.

Briefkasten

W. W., Z. Wann sagt man „gespiesen" und wann „gespeist"? „Gespeist" sagt man, wenn man richtig schriftdeutsch sprechen will, „gespiesen", wenn man nur meint, es zu können, oder wenn man zwar weiß, daß man „gespeist" sagen sollte, aber lieber dem in der Schweiz vorherrschenden Brauche nachgibt. Es ist merkwürdig: Während viele ursprünglich starke Zeitwörter schwach geworden sind („gebollen" zu „gebellt"), sind andere, ursprünglich schwache, stark geworden. Zwar „reisen" ist schwach geblieben, („gereist") und von „weisen" hieß das Mittelwort mittelhochdeutsch noch „gewiset", in älterm Neuhochdeutsch noch „geweist", daneben aber seit Jahrhunderten schon und heute ausnahmslos „gewiesen". Wahrscheinlich nach diesem falschen Muster hat man dann auch von „preisen" für „gepreist", wie noch Gellert gesungen, „gepriesen" eingeführt, was jetzt ebenfalls als einzig richtig gilt. Noch nicht ganz so weit ist die Entwicklung gediehen bei „speisen", wenigstens in der gemeindeutschen Schriftsprache nicht, wohl aber in der Schweiz, wo man „gespiesen" schon bei Pestalozzi und Gotthelf, ja schon um 1600, aber auch bei Keller findet. Zwingli schrieb noch „gespyset". Pauls Wörterbuch bezeichnet das Wort noch als schwach, fügt aber bei: „in der Schweiz auch stark". Also doch nur „auch"! Für eine Bereicherung des deutschen Wortschatzes wird man das nicht halten. Wer es für eine wertvolle Eigenart hält, wird sagen „gespiesen" (natürlich auch „spies" für „speiste"); auch wer Freude hat an jeder starken Form (auch wenn sie eigentlich falsch ist), weil sie eine verlorene starke Form ersetzt. Es lohnt sich aber kaum, in einer durch einen bloßen Irrtum entstandenen Form von der deutschen Gemeinsprache abzuweichen, solange auch bei uns die richtige noch einigermaßen gebräuchlich ist. Es braucht ein bißchen Mut, „speiste" und „gespeist" zu sagen; man kommt dabei tragikomischerweise in den Verdacht, man „wisse es nicht besser" — trotzdem!

Ist die Mappe „die meine" oder die meinige"? Ursprünglich sagte man: „Die Mappe ist mein." Wird das bestritten oder bezweifelt, so kann man es verstärken und sagen: „Sie ist die meine." Nach dem Muster von Eigenschaftswörtern auf -ig, die von einfachern Eigenschaftswörtern abgeleitet sind (völlig von voll, lebendig von lebend, geräumig von geraum, richtig von recht), hat man dann auch die besitzanzeigenden Fürwörter verlängert zu „meinig, unserig" und ist so auf „die meinige" gekommen, wahrscheinlich auf einer Kanzlei, wo man ja auch das unterdessen wieder ausgestorbene „dasselbige" erfunden hat. Heute empfinden wir „die meinige" als bürokratisch, prosaisch, „die meine" als schöner,